

JAHRBUCH
DEUTSCH
ALS
FREMDSPRACHE

Band 17 • 1991

iudicium

Fremdheit des Deutschen

Zum Sprachbegriff bei Elias Canetti und Peter Weiss*

Angelika Redder, München

1. Fremdheit einer Sprache

Die Kategorie der *Fremdheit* ist – ebenso wie diejenige der *Fremde* – außerordentlich komplex und findet daher vielfältige und disziplinübergreifende Beachtung, nicht zuletzt im Rahmen einer „Hermeneutik der Fremde“ (Krusche/ Wierlacher 1990). Im Rahmen dieses Artikels soll es um einen besonderen Entfaltungsbereich dieser Kategorie gehen, nämlich um die *Fremdheit einer Sprache*.

Dies Thema läßt sich im wesentlichen unter zwei verschiedenen Aspekten behandeln. Der eine ist mehr sprachtheoretisch, der andere mehr sprachempirisch orientiert. Sprachtheoretisch besteht die Aufgabe, diejenigen mentalen Prozesse zu rekonstruieren, die Sprecher und Hörer beim Handeln in einer bestimmten Einzelsprache im Vergleich zum Handeln in einer anderen Sprache vollziehen, um dem spezifischen Verhältnis der „Sprachmittel und Sprachzwecke“ (Ehlich 1981) gerecht zu werden, das bei der Ausbildung dieser Sprache gewählt wurde. Ein solcherart psychologischer Sprachvergleich liegt in funktional-pragmatischen Analysen vor. *Fremdheit einer Sprache* wäre dann genauer als *linguistische Fremdheit* zu behandeln.

Sprachempirisch geht es um die exemplarische Rekonstruktion von Fremdheitserfahrungen der Sprecher einer Sprache, die sie zu einer Reflexion dessen führen, was Sprache eigentlich sei, so daß ein nicht-linguistischer, handlungspraktischer Begriff von *Sprache* gewonnen wird. Neben empirischen Sprachanalysen, wie sie etwa in Becker/ Perdue 1982, Auer/ di Lucio 1984, Kutsch/ Desgranges 1985, Rehbein 1985 oder Dausendschön-Gay u.a. 1986 vorliegen, ist eine solche Rekonstruktion mit einigem Gewinn anhand von Reflexionen durchzuführen, die professionell sprachlich Handelnde, nämlich Schriftsteller, niedergelegt haben.

Ein Bewußtsein von Sprache unter den besonderen Bedingungen der Fremdheit haben deutsche Literaten vor allem während des antifaschistischen Exils ausbilden müssen. Neben der breiten Befassung mit der Exil-

literatur (z.B. bei H.-A. Walter 1972, in der methodologisch repräsentativen Aufsatzsammlung von Koepke/Winkler 1989 oder in den Editionen berühmter Exilschriftsteller, allen voran Bertolt Brechts oder der Brüder Mann) erfaßt Ernst Bloch in seinem Vortrag von 1939 das Problem aus sprachphilosophischer Perspektive prägnant:

„Man kann Sprache nicht zerstören, ohne in sich selber Kultur zu zerstören. Und umgekehrt, man kann eine Kultur nicht erhalten und fortentwickeln, ohne in der Sprache zu sprechen, worin diese Kultur gebildet ist und lebt.“ (1985, 277)

Und etwas weiter:

„Keine der Kultursprachen hat hier einen besonderen Vorzug; jede ist dazu fähig, daß jeder Dichter und Denker, wenn er in ihr geboren wäre, auch das Seine in ihr hätte ausdrücken können. (Freilich hätte sich ‚das Seine‘ selbst geändert, im Fall, daß Hegel etwa als Engländer geboren worden wäre.) Aber hat man einmal eine Kultursprache durch Geburt und Erziehung erlangt und mitbekommen, so gab es nie einen anderen Rat, als sich ganz in sie hineinzugeben, sie nie zu verlassen und durchaus ihre Straße zu ziehen.“ (a.a.O., 286)

Wenn deutschsprachige Autoren, bedingt durch ihr Exil, sich dennoch handlungspraktisch mehrsprachig bewegen, aber zugleich während und nach dieser kritischen Zeit weiterhin im Ausland Deutsch schreiben, so dürfte sich diese komplexe Problematik in deren Sprachbegriff niederschlagen.

Zentrales Anliegen meiner Ausführungen ist deshalb die linguistische Analyse der Erfahrung von Fremdheit einer Sprache durch zwei mehrsprachige jüdische Exilautoren deutscher Zunge: Elias Canetti und Peter Weiss.

Ich diskutiere dazu exemplarisch einige ihrer recht divergierenden Thematisierungen und literarischen Umsetzungen solcher Erfahrungen. Es wird sich erweisen, daß die beiden Autoren biographisch einen verschiedenen Sprachbegriff entwickeln und in ihrer Literatur handhaben.

2. Fremde Sprache und entfremdete Sprache

Ich werde im besonderen Fremdheitserfahrungen von Elias Canetti und Peter Weiss vergleichen, die sie mit dem Deutschen gemacht haben. Während Canetti das Deutsche erst im Alter von acht Jahren gelernt hat, es für ihn zuvor also eine Fremdsprache im Sinne der „fremden Sprache“ war, scheint der Vergleich für Peter Weiss auf den ersten Blick unsinnig. Weiss erwarb Deutsch als Muttersprache, so daß diese Sprache (in scharfem Gegensatz zur

„Fremdsprache“, wie Weinrich 1985 anhand der Wortbildung für die Ausdrücke ausführt) für ihn die „Eigen-Sprache“ war, die Sprache also, über die er – nach dem Bild ökonomischen und juristischen Eigentums – „verfügte“. Dennoch wird ihm das Deutsche im Laufe des Exils fremd.

In Begriffen der kulturhistorischen Schule und Tätigkeitspsychologie, besonders Wygotskis, bedeutet dies: Die ontogenetische Aneignung einer Sprache verhindert nicht das handlungspraktische Obsoletwerden dieses gesellschaftlichen Mittels, sondern kann – nach und infolge des Verlusts seiner Zwecke – eine bestimmte Form der Wieder-Aneignung erforderlich machen. Dieses Phänomen möchte ich im Unterschied zur fremden oder zur *Fremd-Sprache* durch den Begriff der *entfremdeten Sprache* zu erfassen versuchen. Bezogen auf Sprache hat *Entfremdung*¹ zur Konsequenz, daß sich für einen Handelnden das Verhältnis von Sprache, Wirklichkeit und Denken seinen Interaktanten gegenüber verschiebt und zu Widersprüchen führt.

Fremdheit der deutschen Sprache begegnet Elias Canetti also in Form einer fremden Sprache, Peter Weiss jedoch, indem ihm Deutsch zur entfremdeten Sprache wird. Dieser Differenz stehen eine Reihe von Gemeinsamkeiten gegenüber: Beide Autoren haben aufgrund ihrer Lebenssituation, besonders aufgrund ihres Exils als Juden, Fremdsprachen, u.a. Englisch, gelernt; beide haben die Erfahrung von Mehrsprachigkeit gemacht; beide schreiben in deutscher Sprache, obwohl sie nicht in Deutschland leben; beide schreiben in der Hoffnung auf eine menschenwürdige Gesellschaft.

3. Spracherfahrungen

Die Spracherfahrungen von Elias Canetti und Peter Weiss sind recht gut dokumentiert, da sie ihre Reflexionen in autobiographischen Romanen, Reden, Reiseberichten, und – im Falle von Peter Weiss – Notizbüchern sowie Interviews formulieren.

3.1 Elias Canetti: Mehrsprachigkeit und Universalität

1905 in Bulgarien im Ort Rustschuk geboren, vollzieht sich der kindliche Spracherwerb von Canetti in der Familiensprache, dem Ladino des östlichen Türkenreiches. „Das war die eigentliche Umgangssprache, allerdings ein altertümliches Spanisch“, schreibt Canetti im ersten Band seiner Lebensgeschichte (*Die gerettete Zunge* 1979, 15). Demnach handelt es sich um die spanische Varietät des Ladino². Der geographische Raum bietet zu-

gleich die Möglichkeit, mit mehreren – typologisch differenten – Sprachen in Kontakt zu kommen:

„[...] denn es lebten dort Menschen der verschiedensten Herkunft, an einem Tag konnte man sieben oder acht Sprachen hören. Außer den Bulgaren, die oft vom Lande kamen, gab es noch viele Türken, die ein eigenes Viertel bewohnten, und an dieses angrenzend lag das Viertel der Spaniolen, das unsere. Es gab Griechen, Albanesen, Armenier, Zigeuner. Vom gegenüberliegenden Ufer der Donau kamen Rumänen, meine Amme, an die ich mich aber nicht erinnere, war eine Rumänin. Es gab, vereinzelt, auch Russen.“ (a.a.O., 8)

Diese aufzählende Beschreibung repräsentiert soziolinguistisch die Auffassung von einem „melting pot“ oder, in der neueren, vielleicht sachlich etwas treffenderen Metapher, von einer „Salatschüssel“, d.h. von einem Neben- und Durcheinander verschiedener Ethnien und deren Sprache. Die Sprachen werden „gehört“, wie es heißt, sind also als etwas sinnlich Wahrnehmbares in die Erfahrung eingegangen. Entsprechend hinterläßt etwa die Ammensprache trotz der fehlenden Erinnerung für Canetti doch „einen warmen Klang“, der mit dem „Wort ‚rumänisch‘“ verbunden sei (a.a.O., 14). Mithin macht sich für Canetti Spracherfahrung am sprachlichen Wort und seinem Klang fest. Nicht Fremdheit wird konstatiert, sondern die alltägliche Erfahrung verschiedener *Erscheinungsformen* von Sprache.

Prinzipiell sind diese Sprachen zugänglich: Sie können gelernt, ebenso aber auch vergessen werden, wie sich am Beispiel des Bulgarischen erweist:

„Die Bauernmädchen zu Hause konnten nur Bulgarisch, und hauptsächlich mit ihnen wohl habe ich es auch gelernt. Aber da ich nie in eine bulgarische Schule ging und Rustschuk mit sechs Jahren verließ, habe ich es sehr bald vollkommen vergessen.“ (a.a.O., 15)

Entfallen die sinnliche Wahrnehmung und der tägliche Umgang mit den Sprechern, entfallen dem Gedächtnis die Worte, so scheint es.

Die Unzugänglichkeit einer Sprache und – in diesem Sinne – ihre Fremdheit erfährt Canetti nur an einer Sprache, nämlich derjenigen, die seine spät erworbene „Muttersprache“ werden soll: am Deutschen. Der Autor berichtet:

„Meine Eltern untereinander sprachen deutsch, wovon ich nichts verstehen durfte. Zu uns Kindern und zu allen Verwandten und Freunden sprachen sie spanisch. Das war die eigentliche Umgangssprache.“ (ebd.)

Die deutsche Sprache wird dem Kind, so will es ihm scheinen, durch einen Willensakt (kategorisiert als Nicht-Dürfen) unzugänglich gemacht,

versperrt – der Zugang zu ihr soll umgekehrt später von der Mutter unbittlich gefordert werden. Ein zentrales Kommunikationsmittel wird zum Mittel für den Ausschluß – später für den Aufschluß – von Kommunikation. Das rührt nicht an eine Konzeptualisierung von prinzipieller Verfügbarkeit jeglicher Sprache. Zugleich tritt das Deutsche hier als Privat- oder Intimsprache in Erscheinung, nicht als Mittel des gesellschaftlichen Verkehrs. Es heißt nämlich weiter:

„Wenn der Vater vom Geschäft nach Hause kam, sprach er gleich mit der Mutter. Sie liebten sich sehr in dieser Zeit und hatten eine eigene Sprache unter sich, die ich nicht verstand, sie sprachen deutsch, die Sprache ihrer glücklichen Schulzeit in Wien.“ (a.a.O., 31)

Nur in der Apposition wird eine Bindung von Sprache an Wirklichkeitserfahrung formuliert, wiederum nicht in Form historisch-gesellschaftlicher, sondern historisch-individueller Erfahrung. Im Vordergrund steht die Handhabung von „Worten“ – um Canettis eigene Auswahl des möglichen Plurals von *Wort* hier und im folgenden aufzugreifen. Und die Handhabung von Worten konstituiert – ganz im Sinne der Ethnographie des Sprechens – „Mitgliedschaften“. Wer nicht Mitglied ist, darf und kann nicht verstehen. Solcherart Mitgliedschaftsverweigerung erfährt Canetti schmerzlich; er fühlt sich, wie er schreibt, „ausgeschlossen“ (a.a.O., 32). Dies erklärt sich für ihn aus den heimlichen Treffen seiner Eltern vor ihrer Ehe in Wien; diese Heimlichkeit überträgt er auf die Sprache selbst und qualifiziert das Deutsche als die „geheime Sprache“ seiner Eltern: „[...] unter den vielen heftigen Wünschen dieser Zeit blieb es für mich der heftigste, ihre geheime Sprache zu verstehen“ (a.a.O., 33). Alle Epiphänomene des Gesprächs wie lebhaft und lustige Kommunikation projiziert er in die Sprache: „ich verband diese Verwandlung [ins Heitere; A.R.] mit dem Klang der deutschen Sprache“. Die Worte, von denen auf intensives Drängen nur eines, nämlich der Name *Wien*, „preisgegeben wird“, wie es sich für den Jungen darstellt, gewinnen so ein Eigenleben und werden – abgehört und im „genauen Tonfall“ beständig wiederholt – für Canetti zu „Zauberformeln“ (a.a.O., 32f).

Es bahnt sich durch diese Erfahrungen eine im weiteren auszuführende „semiotische“, eine *zeichenzentrierte Auffassung von Sprache* an. Nicht die sprachlich Handelnden bedienen sich sprachlicher Mittel zur Realisierung gesellschaftlich verallgemeinerter Zwecke oder Funktionen, sondern die „Worte“ oder sprachlichen Zeichen selbst haben – gleichsam unabhängig von den Aktanten – eine Leistungskraft; ihnen wohnt eine Funktion inne,

die den Sprecher leitet und in ein Handeln hineinversetzt.³ Dies Erleben des Sich-Hineinversetzen-Lassens durch die Klanggestalt der gesprochenen „Zauberformeln“⁴ bleibt nun wiederum das Geheimnis des Jungen gegenüber den Eltern.

Ein ähnlich faszinierendes Erleben von Fremdheit einer Sprache verzeichnet Canetti für die Erinnerung propositionaler Gehalte, insbesondere der Märchen seiner Kindheit, aber auch anderer besonderer Ereignisse:

„Sie [die Märchen; A.R.] sind mir in allen Einzelheiten gegenwärtig, aber nicht in der Sprache, in der ich sie gehört habe. Ich habe sie auf bulgarisch gehört, aber ich kenne sie deutsch, diese geheimnisvolle Übertragung ist vielleicht das Merkwürdigste, was ich aus meiner Jugend zu berichten habe [...] Ich kann nur eines mit Sicherheit sagen: die Ereignisse jener Jahre sind mir in aller Kraft und Frische gegenwärtig [...], aber sie sind zum allergrößten Teil an Worte gebunden, die ich damals nicht kannte. [...] Es ist nicht wie die literarische Übersetzung eines Buches von einer Sprache in die andere, es ist eine Übersetzung, die sich von selbst im Unbewußten vollzogen hat.“ (a.a.O., 15f)

Canetti erfährt Erinnerung also nicht als Verbalisierung des Gewußten mithilfe der Mittel seiner aktuell gesprochenen Sprache, sondern als Gewärtigsein des Gewußten in den neuen Worten, an die es „gebunden“ ist. Das Bild der Gebundenheit und der Übersetzung kontinuiert die Erfahrung von Worten als Zeichen, denen Bedeutungen inhärent sind, ja von denen die Bedeutungen geradezu attrahiert werden. Fremde Worte seiner Jugend erweisen sich für den Autor nicht als seiner damaligen Wirklichkeitserfahrung fremd, sondern als dafür ebenso wie für weitere, neue Erlebnisse erlernbare und verwendbare Worte. Daraus folgt allgemein, daß den Inhalten keine sprachspezifische Charakteristik zukommt, sondern daß sie unberührt bleiben, wenn sie in verschiedenen Worten zur Sprache kommen. Sie lassen sich gleichermaßen in dieser oder jener Sprache ausdrücken, sie erfahren keine Sprachgrenze, sondern diese macht sich fest an den Orten, in denen die Sprecher einer Sprache leben, und an der individuellen Wahl, diese oder jene gelernte Sprache bei dieser oder jener Gelegenheit zu sprechen – etwa Französisch „in einem raschen, jubelnden Ton“ (a.a.O., 121), wenn sich die beiden belesenen Freundinnen, Canettis Mutter und die Russin Olga, nach langer Zeit in Rustschuk wiedersehen. So entwickelt Canetti nach eigenen Aussagen auch nie einen „Widerstand“ gegen fremde Orte und fremde Sprachen. Vielmehr steigern diese Erfahrungen den Reiz des Fremden und schüren seine frühe Neugierde gegenüber fremden Worten und Sprachen sowie seinen gleichsam spielerischen Umgang mit ihnen⁵.

3.2 Die interkulturelle Kommunikation von Peter Weiss

Der Maler und Schriftsteller Peter Weiss wurde 1916 in Nowawes bei Berlin geboren, lebte in Bremen und Berlin, emigrierte nach London, übersiedelte nach Warnsdorf (Tschechoslowakei) und Prag, ging schließlich ins Exil nach Schweden (Alingsås und Stockholm). In seinen Notizbüchern von 1971–1980 resümiert er:

„Das Exil hatte mir jegliches Denken nach nationalen Kategorien abgewöhnt. Geboren in Berlin, jüdischer, österreichisch-ungarischer Abstammung väterlicherseits, 1918 zum Tschechoslowaken geworden, schweizerisch-elsässischer Herkunft von seiten der Mutter, als ‚Fritz‘ abgestempelt in England, im März 39 der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft beraubt, auf Schleichwegen zu schwedischem Fremdenpaß gekommen, hatte ich irgendeine Zugehörigkeit kaum gekannt.“ (Notizbücher (=NB), 686f)

Trotz dieser „Ortlosigkeit“, wie sie in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Arbeiten genauer diskutiert wird⁶, erfährt Weiss nach langwährenden Kämpfen, durchzogen von Zwiespalt und Konflikten, ja Widersprüchen, die Zugehörigkeit zu einer einheitlichen Sprache als ein existentielles Erfordernis. „Der Verlust der Sprache ist eine Zerstörung der zentralen Persönlichkeit“ – so formuliert Weiss seine Einsicht in den *Notizbüchern* (NB, 653). Die Lessing-Preisrede *Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache* von 1965 hat denn auch – in Form einer Biographie – zum zentralen Gegenstand Sprache, kindliche Sprachaneignung, Entfremdung und Verdrängung, schließlich Wieder-Aneignung einer Sprache – gleichsam auf höherer Stufe, jenseits nationaler Bindung, vielmehr diesseits von Denken und Begreifen der Wirklichkeit bis hin zum Erreichen der Grenze des philosophischen Bewußtseins. „Sprache – nicht nur philologisch-philosophisch, sondern auch politisch-ideologisch“ (NB, 73) – dies ist die Konsequenz seiner Erfahrungen.

Entfremdet wurde er der Muttersprache, dem Deutschen, durch eine qualitativ einschneidende historische Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Sprecher: durch den Faschismus. Als eine Einzelsprache bleibt die deutsche Sprache dieselbe, als Mittel zur Darstellung von Erfahrung und zum Verstehen der Wirklichkeit erfährt Weiss jedoch auch an ihr einen Bruch:

„Damals, als die Sprachwelt auseinanderbrach, bewahrten nur wenige die Besinnung. Diese wenigen sprachen miteinander und suchten nach etwas, das sie noch miteinander verband. Einigen Worten sprachen sie bleibenden Wert zu. Sie berieten sich untereinander, wie sie diese Werte, die in der gemeinsamen

Sprache lagen, retten konnten. Dann aber wurden auch sie auseinandergerissen. Die einen wurden in die befestigten Reihen und Blöcke der neuen Sprache hineingedrängt, die anderen wurden der Sprache enteignet. Wenn sie etwas in ihrer Sprache niedergeschrieben hatten, wurde es eingestampft. Den wenigsten gelang es, zu fliehen. Sie verließen den Raum, in dem jedes Wort einmal entstanden war, und gerieten in Gebiete, in denen sie Sprachlosigkeit überkam.“ (Lessing-Preisrede, 176)

Wenn hier von einer „neuen Sprache“, von „ihrer Sprache“ und von „Sprachlosigkeit“ die Rede ist, so kann es nicht um die Wörter einer Sprache gehen, sondern um *Sprache als eine Form des Bewußtseins*.

Die komplexe Erfahrung der Fremdheit seiner eigenen Sprache führt Weiss allmählich – in der Darstellung der Lessing-Preisrede noch ambivalent formuliert – von einer mehr zeichenbezogenen zu einer begrifflichen Auffassung von Sprache. Diese Auffassung läßt ihn Sprache zugleich als eine mögliche *Form des Handelns* erkennen – wenn auch eine mit geringerer Wirkungskraft im Verhältnis zum aktionalen Handeln: „Worte immer nur ein schwacher Abklatsch von Taten“, heißt es knapp gegen Ende der *Notizbücher*, während seiner Arbeit an Band 3 der *Ästhetik des Widerstands* (NB, 877).

In aller gebotenen Kürze ist zu fragen: Wie bearbeitet Weiss die Erfahrung der Mehrsprachigkeit, wie stellt sich für ihn die Frage nach der Wahl des geeigneten schriftstellerischen Ausdrucksmittels, welche Aufgaben hat für ihn Sprache?

„1934, als wir Deutschland verließen und nach England übersiedelten, war ich 17 Jahre alt. Ich hatte meine ersten Dichtungen geschrieben, hatte meine ersten Meister gefunden. Ich hatte zu malen begonnen, daneben blieb mir die deutsche Sprache noch als ein natürliches Werkzeug der Poesie. Wir sprachen Deutsch zuhause, ich las deutsche Bücher, hatte deutschsprachige Freunde. Doch drängte sich die englische Sprache schon auf. Es war eine starke, traditionsreiche Sprache, meine Gedanken, meine Träume wurden von ihr durchsetzt. Nach 2 Jahren in England sprach ich die Englische Sprache wie ein Einheimischer. Wäre ich in England geblieben, so hätte die englische Sprache vielleicht die deutsche Sprache verdrängt, schon lag es nahe, Englisch zu schreiben.“ (NB, 275)

– so formuliert Weiss 1978 die Erfahrung von Zweisprachigkeit, die er im ersten Exil machte.⁷ Ganz wie Canetti hatte er keine Probleme mit der Fremde, sondern fühlte sich, wie sein Freund Uli, als „Weltbürger“, wie es zu Beginn des Romans *Fluchtpunkt* (1965, 10) heißt.

Als er 1936 bis 1939 in die Tschechoslowakei geht, verschiebt sich die Zweisprachigkeit zugunsten der deutschen Sprache:

„Ich kehrte, in Prag, in einen deutschen Sprachkreis zurück. Noch war die Notwendigkeit, sich eine Sprache zu erhalten, keine Frage auf Leben und Tod. Ich war vor allem Maler. Die deutsche Sprache war meine Umgangssprache, mein Mittel zum Denken, Träumen, Phantasieren.“ (NB, 725f)

Jedoch:

„Erst als die Emigration mich nach Schweden verschlug, im Frühjahr 39, begann die Wahl der Sprache zu einem Problem, einem Konflikt zu werden.“ (a.a.O., 726)

Die Wahl der Sprache wird nunmehr zur existentiellen Frage. Es lassen sich dabei drei Etappen rekonstruieren, bei denen Weiss in der Auseinandersetzung mit Formen ihrer Fremdheit jeweils andere Dimensionen von Sprache bewußt werden.

In Schweden erkennt er die Grenzen der Malerei, des bildlichen Ausdrucksmittels für seine Gedanken. Er wendet sich deshalb von der Malerei ab und dem Schreiben, damit der Sprache, zu, also dem verallgemeinerten Mittel der Gedankenkommunikation. Dazu scheint ihm zunächst seine Muttersprache „noch anwendbar“ (*Fluchtpunkt*, 61). Ich zitiere die Erfahrungen der ersten Etappe des Schreibens:

„Um zu den Worten zu gelangen, die ich in meiner Kindheit gelernt hatte, mußte ich mich erst mit einer Anspannung des Willens von der Sprache entfernen, die mich umgab, und die ich täglich benutzte. Von dieser Sprache waren meine Gedanken durchsetzt, überall hatte ich ihre Texte vor Augen, und ich schrieb auch Notizen in ihr nieder. Ich suche mich zu der alten Sprache zurück, weil ich sie in allen Einzelheiten beherrschte und weil sie mit meinen ursprünglichsten Impulsen zusammenhing. Und doch machte sich bald etwas Fremdes und Abweisendes darin geltend, die niedergeschriebenen Worte standen klanglos da, ohne Beziehung zu den Gedanken, die ich ausdrücken wollte. Ich mußte entdecken, daß sich die Dinge, die ich sagen wollte, nicht sagen ließen, wenn die Sprache die natürliche Funktion eines Austauschs verlor, und erst jetzt stand ich bewußt dem Bruch gegenüber, der sich mit meiner Auswanderung vollzogen hatte.“ (*Fluchtpunkt*, 61)

Unter den Bedingungen der Drei- bzw. Viersprachigkeit – wenn man das Tschechische einschließt, in dem er in Schweden noch neben Englisch und „ein paar Brocken Französisch“ sowie natürlich Deutsch träumt (a.a.O., 64) – und unter der Absicht von Schriftstellerei entdeckt Weiss die *Zweckstruktur von Sprache*, ihr Wesen als Mittel des Verkehrs der Menschen mit-

einander. Funktional ist sie nur, wenn es einen Hörer, einen Adressaten gibt. Dieser muß nicht in der alltäglichen Umgebung vorhanden sein, wie Weiss des weiteren erfährt, wohl aber vorstellbar, denkbar sein.

„Das Land jedoch, aus dem ich ausgestoßen worden war, war zu dieser Zeit feindlicher als jedes zufällige Exil, und beim Schreiben entstand nicht die notwendige Annahme, daß jemand mir zuhören könne. [...] Die Regionen, in denen die Dinge, die ich schildern wollte, sich abspielten, waren mir entfremdet und lagen weit ab. So konnte auch eine fremde Sprache zu ihnen passen.“ (a.a.O., 61/ 63)

Die Wahl der Sprache – so sie denn Verkehrsmittel ist, also Hörer sich zumindest antizipieren lassen – erscheint an diesem Punkt der Erfahrung, einer Erfahrung von Lebensbrüchen, den Gedanken gegenüber beliebig, ähnlich wie bei Canetti. Weiss schreibt:

„Ich wollte mit dem Schreiben beginnen, an einem Punkt, da mir klar wurde, daß ich keine einheitliche Sprache mehr besaß, und da es nahelag, daß ich mich auch eines Südseeidioms bedienen könnte, wenn ich zufällig in den Archipelen Tahitis gelandet wäre.“ (a.a.O., 62)

Die zweite Etappe, das Schreiben in der schwedischen Sprache, beginnt, obwohl Weiss – anders als für das Englische – eine deutliche kulturelle Fremdheit und Distanz des Schwedischen wahrnimmt (s. Anm. 7). Die politische Entwicklung in Deutschland befördert gleichzeitig seine Entfremdung von der eigenen Sprache, ja die Entwicklung von Haß und Verdrängen.

Doch dann ändert sich die Wirklichkeit erneut, der Zwang zum Exil entfällt mit Kriegsende. 1947 besucht Weiss im Auftrag einer schwedischen Zeitung Berlin. Eine Begegnung mit Peter Suhrkamp, dem Verleger, weckt eine schlagartige Einsicht und führt zur langwierigen und zähen Rückgewinnung der entfremdeten Sprache Deutsch. Eindrücklich schildert Weiss den biographischen Umschlag in den *Notizbüchern*.

„Die deutsche Sprache war mir fremd geworden. Ich dachte u träumte auf schwedisch. Das Deutsch, das ich jetzt hörte, übersetzte ich ins Schwedische. [...] Es verband mich nichts mehr mit diesem Land. Auch der Haß, den ich einmal empfunden hatte, der mich die Sprache, die ich in der Kindheit erlernt hatte, verleugnen ließ, war verschwunden [...] Für mich gab es keine Nationen mehr, nur noch ein universelles Leiden. Ich wollte mich als Weltbürger verstehen, u war es doch nicht. Im Sommer 47, in den Trümmern Berlins, begann ich, nach neuen Zusammenhängen zu suchen.“

Es fing an mit der Sprache. [...] Was er [Suhrkamp; A.R.] mir mitteilte, schrieb ich nieder auf schwedisch. Plötzlich aber stockte die Übertragung in eine andre Sprache. Ich war kein Berichterstatter mehr. Ich war in ein Gespräch geraten. Mit einem Mal war es leichter geworden, deutsch als schwedisch zu sprechen. Es war leichter, obgleich ich stammelte, oft nach Worten suchen mußte. Die Laute waren mit Schrecken verbunden, doch auch mit Entdeckungen. Meine frühesten Begriffe haften ihnen an. [...] Im Hotel am Zoo, in dessen Hof Schweine grunzten, fiel ich aufs Bett, schlief ein, träumte – u die Traumworte kamen in deutscher Sprache. Nun war alles wieder da, was ich zurückgedrängt hatte während eines Jahrzehnts. Als ich aufwachte wußte ich, daß es jetzt möglich sein könnte, auszudrücken, worum ich mich lange vergeblich bemüht hatte –.“ (NB, 678–680)

Für eine Berichterstattung, d.h. für eine sprachliche Wiedergabe von Geschehnissen an Hörer, die auf dieser Basis Einschätzungen und Entscheidungen vornehmen, genügt die schwedische Sprache selbstverständlich.⁸ Der Umschlag geschieht in dem Moment, da Weiss kommunikativ bei seinem Wissen und Verstehen gepackt wird und „in ein Gespräch gerät“. Das essentielle Wechselverhältnis von Sprache und Wissen über die Wirklichkeit, mithin *Sprache als Mittel des Begreifens*, was geschehen ist und geschieht, wird konkret erfahrbar in der Kommunikation mit einem Menschen, der gemeinsames Wissen teilt und über Elemente des nötigen Wissens verfügt, mit dem ein eigenes Wissensdefizit begrifflich bearbeitet werden kann. Zum begreifenden Handeln taugt die Sprache der Kindheit wesentlich besser; in ihr hat sich die Entwicklung des Denkens, die ontogenetische Begriffsbildung vollzogen. Weiss resümiert seine Erfahrung 1978 folgendermaßen:

„Im Exil versuchte ich, die Sprache zu wechseln, mich auszudrücken in der Sprache, die mich umgab. Später verstand ich, daß dies bedeutete: die Identität zu wechseln. Der Versuch, die schwedische Sprache als Ausdrucksmittel zu benutzen, mißglückte. Was ich zustandebrachte, war nur Sekundäres, es waren Übersetzungen aus tieferen, originalen Schichten. Ich mußte zurückkehren zu den Grundlagen meiner Person, und diese waren definiert worden in der Sprache, die ich während der Kindheit und Jugend lernte.“ (NB, 724f)

Nicht die Wörter einer Sprache sind das Entscheidende – sie kommen auch jetzt nur stockend – sondern die Verwendung sprachlicher Ausdrücke zum Denken, zur Erfassung von Entdeckungen durch den Begriff. Das Ringen um eine Sprache – „wie könnte dies alles geschildert werden?“ ist ein Topos in seiner *Ästhetik des Widerstands* – wird für Peter Weiss von da an ein Ringen um Erkenntnis, um Wahrheit im Medium literarischer Darstellungsformen. Dazu gehört immer auch die Sprachkritik:

„Die aus dem Nazismus übriggebliebene Terminologie. [...] Ein Übernehmen von Wörtern die vom Nazismus, resp. Stalinismus korrumpiert wurden. [...] Zur Verwandlung von ehemals emotionalen Begriffen zu wissenschaftlichen Kategorien.“ (NB, 72f)

Die Wiederaneignung der entfremdeten deutschen Sprache geschieht in einem fremden Land und ist zugleich als Voraussetzung für eine interkulturelle Kommunikation konzipiert. Weiss notiert 1977: „die deutsche Sprache mir im Ausland zurückerobernd und über jede nationale Zugehörigkeit stellend“ (a.a.O., 634). Das Deutsche ist zwar „sein Arbeitswerkzeug“ (a.a.O., 638), richtet sich in der Verbalisierung von Gedanken jedoch an alle, mit denen der Autor ein gemeinsames Bewußtsein teilt. Weiss erkennt, daß der dauernde Widerspruch zwischen gesellschaftlichen und individuellen Spracherfahrungen ein Teil der konkreten Wirklichkeit ist, in der er lebt.

„Ich habe oft gemeint, daß längst an die Stelle der Unzugehörigkeit in meinem Leben der Internationalismus getreten ist. Immer wieder empfand ich, wohin ich auch kam, so weit wie bis Cuba, bis Vietnam, daß eine Gemeinsamkeit entstand mit Menschen, deren Wirklichkeitsbild ich teilte, und daß die Sprache nur ein Arbeitsinstrument war, völlig unabhängig von einem bestimmten Land.“

Doch dann wieder, wenn ich an die unsäglichen Mühen denke, die es mich kostete, in einem fremden Land zurückzufinden zu der Sprache, die sich eingegraben hatte in die tiefsten Schichten meiner Erinnerungen, und dann diese Sprache, ständig umringt von andern Sprachlauten, funktionsfähig zu halten, muß ich diese Sprache als etwas ungemein Gebrechliches, Fragwürdiges ansehen, als etwas, das uns in keiner Silbe gegeben ist, das uns nicht, wie andern, die tatsächlich in ihrer Sprache leben, bei jedem Schritt zufliegt, und das wir uns unaufhörlich selbst schaffen müssen.“ (a.a.O., 729)

An anderer Stelle heißt es: „Die Sprache kommt nicht unerschöpflich auf mich zu. Ich bin keinen Eingebungen ausgesetzt. [...] Ich bin kein Medium. Die Sprache ist keine Inspirationsquelle“ (a.a.O., 724). Die „Mühen des Begriffs“ steigern sich durch die reduzierte Kommunikationsmöglichkeit – weshalb Weiss regelmäßig von Schweden zu Kollegen nach Deutschland fährt.⁹

Durch die Grenzerfahrung malerischer Ausdrucksmittel, durch die kommunikative Isolation als Künstler und durch die Absicht, ein Mittel zum Begreifen der Wirklichkeit und zur Kommunikation dieses Wissens für andere zu handhaben, gelangt Peter Weiss zur Einsicht in die Komplexität und Widersprüchlichkeit von Sprache als einer Handlungsform.

4. Literarische Umsetzungen

Wie schlagen sich die rekonstruierten Spracherfahrungen dieser beiden Schriftsteller in ihren literarischen Werken nieder? Zu einem – aus Raumgründen notwendig knappen – Vergleich mögen zwei Beispiele gleicher Textart, nämlich Reiseaufzeichnungen, dienen.

Canetti gibt seinen „Aufzeichnungen nach einer Reise“ – 13 Jahre nach der 1954 unternommenen Fahrt – den bezeichnenden Titel *Die Stimmen von Marrakesch*. Es wurde oben dargelegt, daß dieser Schriftsteller fasziniert ist von „Worten“, von sprachlichen Zeichen in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, vor allem in ihrer Klanggestalt, Schriftform und Lokalisierung. Und sinnliche Seiten von Sprache sind durch die Thematisierung der „Stimmen“ – quer zur Darbietungsform der Schriftlichkeit – bereits in die Hör-Erwartung des Lesers gerückt, bevor dieser den Text lesend aktiviert. Tritt einem im Lebensbericht der Autor schon als sensibler Hörer, Leser und Beobachter entgegen – es gibt gar eine dramatische Szene, sobald ihm als Kind Schrift oder Bücher vorenthalten werden –, so zeigt sich Canetti mit gesteigerter Wahrnehmungsfähigkeit bei der Reise in die nicht-abendländische Kultur. Er steigert seine Wahrnehmung bis zur letzten Konsequenz, der bewußten Unwissenheit:

„Ich habe während der Wochen, die ich in Marokko verbrachte, weder Arabisch noch eine der Berbersprachen zu erlernen versucht. Ich wollte nichts von der Kraft der fremdartigen Rufe verlieren. Ich wollte von den Lauten so betroffen werden, wie es an ihnen selber liegt, und nichts durch unzulängliches und künstliches Wissen abschwächen. Ich hatte nichts über das Land gelesen.“ (*Stimmen* 1967, 23).

Canetti verzichtet auf den lernenden Zugang zur fremden Sprache und Kultur, um den vollen, unvermittelten Zugang durch direkte, konkrete Wahrnehmung zu gewinnen. Sinnliche Gewißheit wird als zulängliche und wirkliche Wissensform behauptet und erfahren.

In kunstvollen Ethnographien setzt Canetti diese seine Erfahrungen literarisch um – durchaus auch in dem Versuch, das Wahrgenommene selbst sozusagen semiotisch im Text „aufzurufen“, z.B. durch das Verfahren der Wiederholung. Aus ihm bezieht nicht nur die erste Aufzeichnung dreier „Begegnungen mit Kamelen“ ihre explizite Textstruktur („Dreimal kam ich mit Kamelen in Berührung und es endete jedesmal auf tragische Weise.“ a.a.O., 7), sondern gewinnen auch „Die Rufe der Blinden“ thema-

tisches Interesse. Ein anderes Verfahren besteht in der sprachlichen Einführung zu einem Erlebnisbild, etwa angesichts der Vielfachheit von Ledertaschen in den „Suks“:

„In dieser Zurschaustellung liegt viel Stolz. Man zeigt, was man erzeugen kann, aber man zeigt auch, wieviel es davon gibt. Es wirkt so, als wüßten die Taschen selber, daß sie der Reichtum sind und als zeigten sie sich schön hergerichtet den Augen der Passanten. Man wäre gar nicht verwundert, wenn sie plötzlich in rhythmische Bewegungen gerieten, alle Taschen zusammen, und in einem bunten orgiastischen Tanz alle Verlockungen zeigten, deren sie fähig sind.“ (a.a.O., 18)

Die kommentierenden Einführungen (*Zurschaustellung; so wirken, als (ob); nicht verwundert sein, wenn*) und die Verbalisierungen der Szene selbst (*Reichtum sein; sich schön hergerichtet zeigen; in rhythmische Bewegungen geraten; bunter orgiastischer Tanz; Verlockungen zeigen*) sind als sprachliche Mittel des „Symbolfeldes“ (Bühler 1934) gerade nicht geeignet, unmittelbare sinnliche Gewißheit eines Bildes auszudrücken, sondern stellen komplex benennende, durch den Konjunktiv II des Weiteren von der konkreten Wirklichkeit distanzierende kommunikative Vermittlungen dar. Nur derjenige Leser, dem die Prädikationen Erinnerungswege zu eigener Erfahrung und Anschauung bahnen, kann am Ende – das Erinnerungsbild oder die Vorstellung vor Augen – diesen Prozeß ausblenden, ihn „überlesen“. Canettis vielzitierte Unmittelbarkeit, ja „Augen- und Ohrenzeugenschaft“, ist mithin auf ein mit dem Leser geteiltes Wissen und Erwarten angewiesen, auf einen Kon-sensus, dessen sich der Autor durch symbolische Nennungen zeichenhaft versichert.¹⁰

Das gilt gleichermaßen für die gehörten Sprachen: Stets wird die gesprochene Sprache identifikatorisch benannt, bevor eine Äußerung fällt, eine Sprachkenntnis eingeschätzt oder ein Nicht-Verstehen der einen oder anderen Sprache, deren Laute Canetti zitiert, konstatiert wird – so besonders in den Kapiteln „Besuch in der Mellah“ und „Die Familie Dahan“. Die sprachliche Benennbarkeit sichert das multikulturelle und multilinguale Erleben des Autors und – eben in sprachlich vermittelter und stilistisch ausgearbeiteter Form – die Partizipation seines konsensuellen Lesers.

Die Arbeiten von Peter Weiss bezeugen sehr differente Handhabungen von Sprache. Weiss notiert selbstkritisch:

„Dies prägt natürlich das ganze Schreiben: daß ich nicht in der Sprache schreibe, die meinen Alltag ausfüllt, nicht in der Sprache, die mich auf den Straßen

umgibt, daß ich in einer Sprache schreibe, die ich mir (oft in einem luftleeren Raum) erobern u bewahren muß: dies prägt sowohl den Inhalt als auch die Form.“ (NB, 63)

Seine Sprache gilt im allgemeinen als spröde, in der *Ästhetik des Widerstands* gar als hermetisch. Im Interview mit Thomas von Vegesack 1963 urteilt Weiss, daß er seine Sprache „irgendwie rein“ erhalten habe – in der Tat finden sich zuweilen einige archaisierende syntaktische Konstruktionen bei ihm, die ich an anderer Stelle linguistisch analysiert habe (Redder 1987). Der erste Roman, mit dem er als deutscher Autor seinen Durchbruch erlebte, *Der Schatten des Körpers des Kutschers* (1964), stellt nach eigenen Aussagen (Interview mit Burkhardt Lindner 1981) ein reines „Sprachexperiment“ dar; Weiss wollte bei der Wiederaneignung des Deutschen alle Möglichkeiten und Grenzen dieser Sprache ausloten.

Sein Anliegen als Schriftsteller und seine konkreten Schreibbedingungen verhindern jedoch keineswegs eine sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit für Sprache. In seinen *Notizen zum kulturellen Leben der Demokratischen Republik Viet Nam* von 1968 gibt Weiss u.a. intensive Gespräche mit Schriftstellern wieder, er berichtet von klangvollen Vers-Traditionen und erklärt ihren Aufbau und ihren historischen Hintergrund¹¹, und er berichtet über die klangvolle und sozial hochdifferenzierte vietnamesische Alltagssprache – dies im Wechsel von literarischer zu quasi sprachwissenschaftlicher Darstellung.

„Die Verhaltensweisen, die zuvorkommend und gleichzeitig streng sind, die zart sind, aber auch diszipliniert, spiegeln sich in der Sprache, in der Prosa, in der Poesie. Das Wort Ich nimmt 15 verschiedene Bedeutungen an, je nach dem Gegenüber. [...] In der Vietnamesischen Monosilben Sprache haben die meisten Wörter einen 6fachen Sinn. Nur durch die Akzentsetzungen sind die Unterschiede innerhalb des Wortes festzustellen: [...]“ [es folgt das Beispiel ‚Ma‘] (*Viet Nam* 1968, 70f)

Dieser Text verdeutlicht, daß Weiss nicht nur das kulturell als fremd Wahrgenommene, sondern ebenso die erfahrene fremde Sprache über ihre Benennung hinaus begreifen und erklärend kommunizieren will, um auch dem Leser einen verstehenden Zugang zu ermöglichen. Damit stellen die *Notizen* in vorliterarischer Weise einen Brückenschlag dar zwischen dokumentarischer Literatur, für die Weiss ein hervorragender Vertreter ist, und dem neuen – bewußtseins- und handlungsanalytischen? – Genre, das er in der *Ästhetik des Widerstands* realisiert¹².

5. Der Sprachbegriff von Elias Canetti und Peter Weiss

Die Erfahrungen von Fremdheit einer Sprache und von Mehrsprachigkeit führen beide Schriftsteller zu unterschiedlichen Sprachbegriffen.

Elias Canetti entwickelt ein Konzept von Sprache, das sich als *Universalsprache* charakterisieren läßt. Die Haltung eines Mehrsprachigen ist stets die einer Universalität, wie er sie zu Beginn seiner Lebensgeschichte schon für seine Mutter konstatiert:

„Sie, der die Literaturen der Kultursprachen, die sie beherrschte, zum eigentlichen Inhalt ihres Lebens wurden, empfand keinen Widerspruch zwischen dieser leidenschaftlichen Universalität und dem hochmütigen Familienstolz, den sie unablässig nährte.“ (*Gerettete Zunge*, 10)

Canetti hat auf diesem Hintergrund auch die Freiheit der Wahl einer Sprache. In einer Rede vor der Bayerischen Akademie der Schönen Künste (1969) bezeichnet er sich selbst als „Gast in der deutschen Sprache“, der aber ohne jeden Zweifel an allen Wohnorten an dieser Sprache festhielt: „eine andere Möglichkeit wurde nie auch nur erwogen“ (*Wortanfänge*, 170).

Peter Weiss erkennt hingegen, nach langem Ringen, durch die Konfrontation mit der historischen Wirklichkeit in Deutschland nach dem Zwangsexil das Deutsche als für sich angemessenes schriftstellerisches Mittel, wobei er das Konzept einer *interkulturellen Kommunikation* entwickelt.

Die Aufgabe des Dichters beschreibt Canetti als „Hüter der Verwandlungen“ (*Beruf des Dichters*, 285), d.h. als Hüter des „geistigen Erbes“ (ebd.) und der Vielfalt und Breite möglicher Wirklichkeitserfahrung. Die Tradierung von Kultur ist durchaus auch ein zentrales Anliegen von Weiss, jedoch erfährt er, daß für eine verallgemeinerte Kulturtradition seine historisch-individuellen Erfahrungen nicht exemplarisch sein können, sondern daß bestimmte gesellschaftliche Bedingungen der Kultur-Aneignung erfüllt sein müssen. Dies stellt er in einer Szene unter schwedischen Waldarbeitern im *Fluchtpunkt* und in breiter und komplexer Ausführung im 1. Band der *Ästhetik des Widerstands* literarisch dar.

Im Sinne der eingangs zitierten Überlegungen von Bloch legt also Canetti den Schwerpunkt seines Anliegens auf die prinzipielle Gleichwertigkeit der (Kultur)sprachen, während Weiss etwas anderes zu „seiner Sache“ macht, nämlich Wirklichkeit begrifflich zu durchdringen und differente bis widersprüchliche Wissens- und Einschätzungsstrukturen literarisch darzustellen, wozu er auf die Sprache der ontogenetisch entschei-

denen kindlichen und jugendlichen Begriffsbildung angewiesen bleibt, weil sie Kritik und damit Befreiung von ihrer eigenen Entfremdung ermöglicht.

Die Verschiedenheit der Erfahrungsumsetzung leitet sich demnach ab aus einer unterschiedlichen Einschätzung der aktuellen historisch-gesellschaftlichen Bedingungen und Erfordernisse sprachlicher Kommunikation im Medium der literarischen Sprache. Dies sei abschließend an einer beiden Autoren gemeinsamen Erfahrung während der Situation aktueller Mehrsprachigkeit gezeigt.

Canetti schildert in der oben genannten Rede ein Phänomen, das er „Wortanfalle“ nennt.

„Ich entsinne mich, daß ich während des Krieges in England Seiten um Seiten mit deutschen Worten vollschrieb. Sie hatten nichts mit dem zu tun, woran ich arbeitete. Sie fügten sich auch keineswegs zu Sätzen und figurieren natürlich nicht in den Aufzeichnungen jener Jahre. Es waren isolierte Worte, sie ergaben keinen Sinn. Plötzlich kam es wie ein Furor über mich, und ich bedeckte einige Seiten blitzrasch mit Worten. [...] Wortanfalle dieser Art sind gewiß ein Zeichen dafür, daß der Druck auf die Sprache sehr groß geworden ist, daß man – in diesem Fall – das Englische nicht nur gut kennt, sondern daß es sich oft und öfters aufdrängt. Es hat eine Umlagerung in der Dynamik der Worte stattgefunden. [...] Manches alte, geläufige Wort erstarrt im Ringkampf mit seinem Gegenspieler. Andere erheben sich über jeden Zusammenhang und erstrahlen in Unübersetzbarkeit.“ (Wortanfalle, 172f)

Canetti erfährt wiederum (s.o., 3.1) die Sprache geradezu als eine *dynamis* eigener Art, als *energeia*, der der Handelnde gleichsam ausgeliefert ist. Seine Konsequenz lautet:

„[...] zu den Entdeckungen, die man durch das Leben im Bereich einer anderen Sprache macht, gehört eine ganz besonders: nämlich daß es die Worte selber sind, die einen nicht loslassen, die einzelnen Worte an sich, jenseits aller größeren geistigen Zusammenhänge.“ (a.a.O., 171)

Bei Weiss liest sich die zunächst selbe Erfahrung im *Fluchtpunkt* folgendermaßen – um anschließend die Differenz umso deutlicher erkennen zu lassen. Nach der Schilderung von Träumen in einem Gemisch aller ihm bekannten Sprachen heißt es:

„Es gab Perioden, in denen ich den Streitigkeiten auszuweichen versuchte, indem ich alle Nationen in mir zur Sprache kommen ließ, und automatisch kritzelte ich die Worte hin, wie sie kamen, ohne Rücksicht auf Satzordnung und Rechtschreibung, eine Ablagerung aus allen Kanten Europas, und während mei-

nes Schreibens schien mir dies eine Lösung, dies war mein Ausdruck, eine einzige ungestaltete Gärung, eine Kakophonie, ein Wirbel von auftauchenden und wieder verschwindenden Anklängen. Doch ich vermochte nie diese unbändigen Phantasieworte, diese lawinenartig dahinstürzenden Sätze zu lesen.“ (*Fluchtpunkt*, 64)

Weiss gibt bewußt seinen Gedanken freien Lauf, und die artikulieren sich in Worten verschiedener Sprache. Die Sprachlichkeit von Denken und Phantasieren wird sinnfällig, zugleich die Fragmentarisierung. In den Worten von Weiss: „Wenn sie sinnvoll waren, so zeigten sie mir nichts anderes als meinen Zerfall, und der war mir bekannt, eine Lösung führten sie nicht herbei und deuten konnten sie nichts.“ (ebd.)

Das Erfordernis einer Einheitlichkeit von Sprache zur Verbalisierung von Gedanken wird erfahren, soll nicht das eigene Denken sich entfremden. Weiss zieht die Konsequenz:

„Die Rebuszeichen mußten verstanden werden, und dies war das Schwere, die inneren Erfahrungen beim Namen zu nennen, und alles auf den Platz zu stellen, an den es gehörte. Es war leicht, an Symbolen zu spinnen, doch oft unmöglich, die Tatsachen, die darunter lagen, ans Licht zu fördern.“ (a.a.O., 64f)

Nicht als *energeia*, sondern als *ergon* entdeckt Weiss die sprachlichen Ausdrücke – aber als *ergon* besonderer Art: als zusammengefaßte, als erkenntnistmächtige Erfahrung, als Mittel, die Wirklichkeit hinter den Erscheinungen zu erfassen. So bekommt die Sprache als spezifisches *ergon* eine neue *energeia* auf anderer Stufe. Sie ist Werkzeug zur interkulturellen Verständigung, aus der Entfremdung gerettete Erfahrung für eine vernünftige interkulturelle Wirklichkeit. Unter den Bedingungen der Mehrsprachigkeit zeigt sich ihm im Problem der Verbalisierung das komplexe Verhältnis von Sprache, Denken und Wirklichkeit, das es durch einen einheitlichen Zugriff zu bearbeiten gilt.

Die vorgestellten Erfahrungen zweier Schriftsteller lassen erkennen, daß Fremdheit einer Sprache sehr vielschichtig erfaßt zu werden vermag. Wie weit die Existenz eines Dichters exemplarisch sein kann in bezug auf die Sprache, wieweit also schriftstellerische Reflexionen dieser Spracherfahrungen spezifisch oder verallgemeinerbar sind, wäre durch empirische Untersuchungen anderer Spracherfahrungen zu diskutieren. Sicherlich kann die Behandlung schriftstellerischer Reflexionen und ihrer literarischen Umsetzungen im Fremdsprachenunterricht jedoch einiges darüber lehren, was es heißt, interkulturell sprachlich zu handeln.

Anmerkungen

- * Dieser Beitrag wurde im Januar 1990 in leicht gekürzter Form an der Philosophischen Fakultät der Universität München im Rahmen des Bewerbungsverfahrens vorgetragen. Ich danke den TeilnehmerInnen für ihre wertvolle Diskussion und den Herausgebern des Jahrbuchs für ihre Einladung zur Publikation.
- 1 Ich verwende den Begriff im terminologischen Sinne der Gesellschaftswissenschaft und differenziere ihn damit zugleich vom literarischen Verfahren der „Verfremdung“.
 - 2 Zur Problematik der linguistischen Bestimmung des (jüdischen) Ladino als eines spanischen oder portugiesischen Dialekts, einer spanischen koiné oder einer eigenen Sprache siehe zuletzt Faingold 1989.
 - 3 Solche Spracherfahrungen Canettis dürften sich lebensgeschichtlich durch die enge, von Widersprüchen zwischen Bewunderung und Ablehnung geprägte Verbundenheit mit Karl Kraus in Wien zu einem wirklichen Konzept entfaltet haben.
 - 4 Dieser Ausdruck erinnert wohl nicht zufällig an mythologisches Denken, wie es bezogen auf den evolutionären Verwandlungsprozeß der Menschen in Canettis *Masse und Macht* (1960) thematisch wird.
 - 5 Vgl. die Charaktere „Der Wortfrühe“ und „Die Silbenreine“ in *Der Ohrenzeuge* (1974).
 - 6 Ich verweise besonders auf Rector 1983.
 - 7 Die englische Sprache erweist sich ihm – so zuvor in einem Interview 1964 – als „eine Sprache, in der man sich wohl fühlt, die sehr ausdrucksstark ist und deren kultureller Hintergrund einem vertraut ist, während die schwedische Sprache und Schweden etwas vollkommen Fremdes für mich waren. Ich hatte überhaupt keine Beziehung zu Schweden, auch nicht zur Kultur. Das kam erst viel später ...“ (Interview mit M. Roloff, 34).
 - 8 So erschienen seine Berichte auch in der schwedischen Tageszeitung; als Prosaaband publizierte er seine Beobachtungen und Erfahrungen 1948 unter dem Titel *De Besegrade*.
 - 9 Auch innerhalb der deutschen Sprache erkennt Weiss so etwas wie „interkulturelle Kommunikation“ ← „im engeren Sinne“, wie es in einem Artikel zum Kulturbegriff (Redder/ Rehbein 1987) formuliert wurde. Weiss notiert: „abends zuhause, mit Christa u Gerhard Wolf, und Frisch. Nun erhält das Gespräch seine ganze Breite u Vielfältigkeit. Unsre Grundlage, die deutsche Sprache, zeigt sich in ihren verschiedenen Aspekten. Das Deutsch der Wolfs ist behemtet in der DDR. Frisch spricht das Deutsch der Schweiz. Ich spreche das Deutsch, das aus einem Deutschland kommt, das 1933 zu existieren aufhörte und das ich mir im Ausland lebendig hielt. Hinzu kommt das Deutsch, das Gunila als Kind lernte, bei ihrer Mutter in Österreich, dann bei Mutter u Stiefvater in Holland, während der deutschen Okkupation. Ihr Deutsch wurde zur Sprache des Feindes [...] Ich empfinde immer wieder: ich spreche eine fremde Sprache, ...“ (NB, 707). Fremdheit einer Sprache bindet sich an die in

einer Sprache wahrgenommene Distanz zwischen Wirklichkeitserfahrung und Wirklichkeitsbild.

- 10 Dies steht nicht im Gegensatz zur von Göpfert 1984 betonten literarischen Absichtslosigkeit bzw. bewußten Gestaltungsabstinenz. Vielmehr reflektiert dies ebenso die vom Autor „nach (s)einer Reise“ überbrückte Erlebnisdistanz, bis die einst wahrgenommenen Zeichen wieder symbolisch präsent und insofern aufzeichenbar sind.
- 11 „Die poetische Kraft der Sprache, die sich bereits in den 6 Modulationen der Tonhöhe und im rhythmischen Ansetzen der einsilbigen Wörter zeigt, findet ihren Ausdruck sowohl in den klassisch strengen Werken des 6–8silbigen Versmaßes, als auch in den populären Reimen der Ve-Form.“ (Weiss 1968, 19)
- 12 Dementsprechend fragen etwa Claßen/ Vogt 1983 „Kein Roman überhaupt??“.

Literatur

- Canetti, Elias: *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen 1960
 ders.: *Der Ohrenzeuge. Fünfzig Charaktere*. München: Hanser 1974
 ders.: *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*. München: Hanser 1977/ Frankfurt/M.: Fischer 1979
 ders.: *Die Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen einer Reise*. München: Hanser 1967/ 1988
 ders.: *Das Gewissen der Worte. Essays*. München: Hanser 1976; darin u.a.: Wortanfälle; Der Beruf des Dichters
 Weiss, Peter: *De Besegrade*. Stockholm: A. Bonniers 1948 (deutsch: *Die Besiegten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985)
 ders.: *Der Schatten des Körpers des Kutschers*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964
 ders.: *Fluchtpunkt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1965
 ders.: *Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache. Lessing-Preisrede*. In: ders.: *Rapporte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968
 ders.: *Diskurs über die Vorgeschichte und den Verlauf des lang andauernden Befreiungskampfes in Viet Nam*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968
 ders.: *Die Ästhetik des Widerstands*. Bd. 1, 2, 3. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1975, 1978, 1981 (als einbändige Ausgabe 1988)
 ders.: *Notizbücher 1971–1980*. Bd. 1 u. 2 (fortlaufend paginiert). Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981
 Peter Weiss im Gespräch. Interviews, hg. v. R. Gerlach/ M. Richter. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985
- Auer, J.C.P./ di Lucio, A. (Hgg.): *Interpretative Sociolinguistics. Migrants – Children – Migrant Children*. Tübingen: Narr 1984
 Becker, A./ Perdue, C.: *Ein einziges Mißverständnis – wie die Kommunikation schief laufen kann und weshalb*. In: Janussek, F./ Stölting, W. (Hgg.): *Handlungsorien-*

- tierung im Zweitspracherwerb von Arbeitsmigranten. Osnabrück: OBST 22 (1982), 96–121
- Bloch, E.: *Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur*. Vortrag im Schutzverband Deutscher Schriftsteller, New York 1939. In: ders.: *Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, 277–299
- Bühler, K.: *Sprachtheorie*. Jena/ Stuttgart: Fischer 1934, ²1965
- Claßen, L./ Vogt, J.: „Kein Roman überhaupt??“ *Beobachtungen zur Prosaform der „Ästhetik des Widerstands“*. In: Stephan, A. (Hg.): *Die Ästhetik des Widerstands*. Materialien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, 134–163
- Dausendschön-Gay, U./ Henrici, G./ Köster, L./ Winks, M.: „*Kommunikative Not-situationen*“. *Verfahren zu ihrer Bewältigung*. In: Bolte, H. (Hg.): *Aspekte gesteuerten Zweitspracherwerbs*. Bremen: OBST 34 (1986), 135–179
- Ehlich, K.: *Sprachmittel und Sprachzwecke*. Öffentliche Antrittsvorlesung, Universität Düsseldorf 1981. In: *Tillburg papers in language and literature/ TILL 1*. Tillburg: Katholike Hogeschool 1982
- Faingold, E.D.: *The Case for Fusion: (Jewish) Ladino in the Balkans and the Eastern Turkish Empire*. In: *Arbeiten zur Mehrsprachigkeit 36*. Hamburg: Germanisches Seminar der Universität 1989
- Göpfert, H.G.: *Zu den Stimmen von Marrakesch*. In: Kaszynski, St. H. (Hg.): *Elias Canettis Anthropologie und Poetik*. Poznan: Universitätsverlag/ München: Hanser 1984, 135–150
- Koepke, W./ Winkler, M. (Hgg.): *Exilliteratur 1933–1945*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1989
- Krusche, D./ Wierlacher, A. (Hgg.): *Hermeneutik der Fremde*. München: iudicium 1990
- Kutsch, St./ Desgranges, I. (Hgg.): *Zweitsprache Deutsch – ungesteuerter Erwerb*. Tübingen: Niemeyer 1985
- Rector, M.: *Örtlichkeit und Phantasie. Zur inneren Konstruktion der „Ästhetik des Widerstands“*. In: Stephan, H. (Hg.): *Die Ästhetik des Widerstands*. Materialien. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, 104–133
- Redder, A.: *„wenn ... so“*. *Zur Korrelatfunktion von „so“*. In: Rosengren, I. (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1986. Stockholm: Almquist & Wiksell 1987, 315–326
- dies./ Rehbein, J.: *Zum Begriff der Kultur*. In: dies. (Hgg.): *Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation*. Bremen: OBST 38 (1987), 7–21
- Rehbein, J. (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: Narr 1985
- Walter, H.-A.: *Deutsche Exilliteratur 1933–1950*. Bd. I. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1972
- Weinrich, H.: *Fremdsprachen als fremde Sprachen*. In: ders.: *Wege der Sprachkultur*. Stuttgart: Klett-Cotta 1985, 195–220